

herausgegeben von Th. Hell.

31. Sonnabend, am 18. April 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Memoiren Napoleon Buonaparte's.
Gesammelt und geordnet von dem Herausgeber der
Memoiren Ludwig's XVIII. Aus dem Französischen.
4 Bände. Weimar, Druck und Verlag von Anton
Lanz u. Comp. 1834. (Bis jetzt sind 3 Bände
erschienen.)

„Mögen auch die Urtheile über Napoleon als
Mensch und Kaiser bei der besangenen Mitwelt noch
so widersprechend lauten, er bleibt für alle Zeiten nicht
allein das Ideal eines Kriegers, ihm gebührt auch
mit Recht das Prädikat eines ausgezeichneten, groß-
en Mannes!“ so ungefähr sagt Perunek bei Beur-
theilung der im Almanach „Vergifmeinnicht“ 1835
enthaltenen v. Wachsmann'schen Erzählung: Der In-
quisition-Palast in Valladolid, in Nr. 97 des literar-
ischen Notizenblattes. Ganz dieselben Worte müssen
wir in dieser Beziehung aussprechen und darum
musste uns auch das obenrubrizirte Werk, das uns
in einer trefflichen Uebersetzung (der Uebersetzer ist, so
viel uns bekannt worden, der aus Hamburg gebürtige,
als Corrector beim Landes-Industrie Comptoir in
Weimar beschäftigte, tüchtige Literat D. Gauß) zur
Durchsicht und Beurtheilung vorgelegt worden, von
besonderm Interesse seyn. Nachdem wir nun mit
wahrhafter, sich mit jeder Seite steigender Aufmerk-
samkeit die drei erschienenen Bände durchgelesen, müs-
sen wir mit voller Ueberzeugung bekennen, daß unter
den neuern Druckschriften, die diesen Gegenstand be-
handeln, keine sich hinsichtlich des Interessanten mit
diesen Memoiren messen kann. Wir waren ver-
sucht, denselben einige Stellen auszuheben, um dem
Publikum über den Inhalt einen kleinen Fingerzeig
zu geben; doch jedesmal wurden wir belehrt, daß wir
dann das halbe Buch abschreiben müßten, weil es ein
politisches Testament ist, in welchem Napo-
leon ausführlich und mit der ganzen Energie seines
Charakters die Begebenheiten seines riesigen Lebens bis
zur Zeit seiner ersten Abdankung aufgezeichnet hat.

Der französische Herausgeber sagt zu Anfang sei-
ner Vorrede: „Napoleon's Name lebt in aller Munde;
selbst die Leidenschaften wagen es nicht mehr, seinen
Ruhm noch anzuseinden. Die öffentliche Meinung
ist einverstanden, daß er im höchsten Grade alle erfor-
derlichen Eigenschaften besaß, um den innern Frieden
zu befestigen und unsern Ruhm nach Außen aufrecht
zu erhalten u. s. w. Die Wiedererhebung seiner Sta-
tue auf der Säule des Vendôme-Plazes heiligt schon

jetzt eine Apotheose, deren Glanz in den kommenden
Jahrhunderten noch mehr und mehr sich erhöhen wird;
auch dient dieser Akt der National-Dankbarkeit als
ein neues Vehikel des Reizes, welchen alles auf diesen
großen Mann Bezüglche nothwendig haben muß.
Daher schien uns denn auch dieser Augenblick ganz
besonders günstig zu seyn, um endlich ein Werk zu
veröffentlichen, welches so durchaus den Stempel
seines Geistes trägt, mit einem Worte, seine ech-
ten Memoiren.“ — Nachdem sich der Herausgeber
in dieser Vorrede über den Inhalt des Werkes und
über den möglichen Zweifel der Authenticität „dieser
Memoiren Napoleon's“, dem er bis auf Weiteres, ver-
schiedener Gründe und Familienrücksichten halber, Still-
schweigen entgegenzusetzen will, ausgelastet schließt derselbe mit
den Worten: „ein nicht minder glückliches Loos als
das, was die von mir herausgegebenen Memoiren
Ludwig's XVIII. erlebt haben, wartet der „Memoiren
des Kaisers Napoleon“, nicht weil wir glauben, daß
man nicht hier und da gegen sie auftreten wird; denn
die, so noch auf diesen Namen spekuliren, werden sich
vielleicht über die Verletzung ihres Monopols beklagen;
sie werden reklamiren, immerhin, aber mit was
für Grund? Was ihren Zweck betrifft, so läßt er sich
mit wenigen Worten andeuten: der Irrthum ist stets
mit der Wahrheit, welche ihn bloßstellt, Feind; aber
ihre Rügen wird jedenfalls vergebens seyn, weil die
unbesangenen Geister sich um dieses, unserm Kaiser
vom eigenen Genie errichtete Denkmal zur Verthei-
digung scharen werden; und alle Tapfern, alle Bes-
amteten, welche einst unter ihm gedient haben, so wie
das seiner stets mit Behmuth gedenkende Volk werden
bei Lesung dieser Seiten einstimmig rufen: sie
sind unwidersprechlich aus Napoleon's
Kopfe hervorgegangen.“

Der Uebersetzer unterstützt mit Recht in seinem
Vorworte die Worte des Verfassers, indem er sagt:
„auch in Deutschland läßt man Napoleon, dem Held-
en des begonnenen Jahrhunderts, jetzt mehr und mehr
Gerechtigkeit widerfahren; die Wunden, welche sein
unbegrenzter Ehrgeiz auch unserm Vaterlande einst
schlug, sind im Laufe der Decennien fast gänzlich ver-
harrscht; die unwiderstehliche Gewalt seiner so hell
hervorleuchtenden Größe bricht sich in unsern Zeiten
selbst in den besangenen Gemüthern siegreiche Bahn“
u. s. w. — Zum Schlusse fügt derselbe hinzu: „Es
versteht sich von selbst, daß in der Uebersetzung alles
irgend Anstößige mit und ohne Vermieden
worden ist. Welcher Vernünftige möchte einen
deutschen Uebersetzer der Jetztzeit auch wohl deshalb
tadeln! — Es kommen hier ja noch bei weitem

höhere Rücksichten in's Spiel, als wovon sich selbst der französische Herausgeber hat leiten lassen, indem er, wie in seiner Vorrede gesagt wird, selbst Spione mit ihren vollen Namen an den Pranger der Defensivlichkeit zu stellen, Bedenken getragen hat."

Wir unserer Seite können das Gesagte nach Lesung des Buches, das auch hinsichtlich des Druckes, Papierses und der Correctheit das beste Lob verdient, nur bestätigen; es wird sowohl dem Unbefangenen als dem auch mit Unrecht Befangenen eine Unterhaltung gewähren, wie sie ihm selten durch eine andere Lectüre zu Theil geworden seyn mag.

Karl Halden.

Peter aus der alten Burg. Von J. Banim.
Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1834. Zwei Bände. 8.

Der mackere und fleißige Uebersetzer Lindau hat mit diesem Banim'schen Romane der deutschen Lesewelt ein recht freundliches Geschenk gemacht. Es fehlt hier nicht an eigenthümlichen Charakteren, Situationen und Begebenheiten zu einem, das Interesse steigenden Romanleben geschickt verflochten, und auch die Darstellung selbst, Scenerie und Styl, sind im Haupttheile der Erzählung wohlberechnet und gefällig. Aber freilich der Eingang derselben leidet beträchtlich an englischer Breite, und der Eingang zu diesem Eingange ist gänzlich als ein Hors d'oeuvre zu betrachten, das Jeder, der sich nicht Irlands Sitten und volkthümliche Zustände, insbesondere den dortigen Betrieb von Heirathangelegenheiten zum Studium gemacht, ruhig überschlagen kann.

In der That ist diese ermüdende Einleitung dem Buche recht gefährlich. Denn Ref. denkt sich so manchen Leser, der es deshalb verdrießlich aus der Hand legt, weil er nicht erwartet, daß die dicke, hölzerne Schale noch einen so angenehmen Kern enthält. Und mit Recht fordern wir ja auch beim Romane, daß uns der Verf. sogleich in eine gute Loge seines Theaters bringe, nicht daß wir, stundenlang an den verschlossenen Einlaßthüren harrend, die Zeit mit Alortrien tödten und die Geduld verlieren. Die in Rede stehende Introduction aber ließe sich wohl ein wenig zusammendrängen, ohne an ihrer Intention zu verlieren.

Wer sich aber nur bis zum eigentlichen Lebensmark der Erzählung durchgearbeitet hat, dem wird sich ein düsteres, anziehendes Bild entwickeln, dessen Localfarben überall die Eigenthümlichkeit erhöhen, welche schon an und für sich die ganze Fiction beseelt. Das schuldbedeckte, bußfertige Leben Peters, der so geheimnißvoll außer dem anfänglichen Kreise der Handlung steht und doch alle ihre Fäden in sich vereint, das edle Gemüth seines vermeintlich ermordeten Bruders Felix, die raffinierte Spitzbüberei Pratt's, der Charakter des alten Räubers Schnellfuß sind treffliche Elemente des Ganzen, die so ungezwungen, so naturgemäß sich durchdringen und doch dem Auge des Lesers so isolirt erscheinen, daß die Herbeiführung der

Schlusskatastrophe durch den alten, treuen Newfoundland-Hund von großer Wirkung wird.

Julius Krebs.

G e d i c h t e.

Die in jeder Hinsicht so ausgezeichneten Spaziergänge eines Wiener Poeten mußten wohl durch ihre ansprechende Eigenthümlichkeit ähnliche Begeisterungen in manchem dichterischen Gemüthe erwecken, und so verdanken wir unstreitig auch ihnen die

Harfentöne aus dem Ungarlande. In einzelnen Klängen von G. Treumund. Leipzig, Einhorn. 1835. 8. 84 S.

Sie sind in gleichem Verhältnisse geschrieben und zeichnen sich durch gleiche, freimüthige Innigkeit und wahre Vaterlandliebe aus. Schon im Einganggedichte: „Der Harfner“, zeigt der Verf. den Geist an, in welchem er gedichtet habe, und dieser, ein Geist des versöhnlichen Ernstes, wie der rügenden Milde, weht durch das Ganze. Trefflich ist dabei gleich das erste Gedicht: „Hungaromanie“, auf Sprache sich beziehend. Rührend ist die Klage der Schlusszeilen im „Wasserhause“, die jetzt nun wohl in Freude sich verkehren wird. Eine strenge Rüge enthält „Der Schuldner“, und „Ungarns Frauen“ werden beherzigenswerthe Worte zugerufen. In den beiden folgenden Gedichten werden zwei edle Ungarn gefeiert. Das Gedicht „an der Donau“ findet gewiß bald Verwirklichung. Dem „wohlthätigen Frauenvereine in Pesth“ wird verdientes Lob gezollt, und wohlthuend ertönt eben so der „Dank der Protestanten an die ungarischen Stände.“ In „des Engels Bilde“ und „an die ungarischen Magnaten“ werden gewichtige Lehren ausgesprochen, und eben solche zuletzt auch noch „an die ungarische Jugend“ gerichtet. Ein heiterer Scherz ist „die Brüder und das Brüderchen“, dem man schon, wie wir hören, in Pesth abgedolsen hat, und aus „dem Schlusse“, fügen wir, um den Ton des Ganzen zu charakterisiren, die letzten Strophen noch bei:

Doch der Harfner ist zufrieden und erfüllt sein kühn-
stes Hoffen,
Fühlt nur Mancher, sey's vom Lobe, sey's vom Tadel
sich getroffen.
Und — wer Sängers Zweck und Streben recht
erfaßt und verstand,
Hat wohl auch der Milde Stachel und des Schweigens
Sinn erkannt.

Jedes Herz hat seine Weise und zwei helle, offne
Augen,
Die, als leichtbeschwingte Vienen, aus der Welt
sich Honig saugen.
Nimmer um zu stehen fliegen Vienen über'n
dust'gen Rain:
Wer an ihrem Stachel blutet, — ist gewiß von
Schuld nicht rein! —

Anmerkungen „für nicht ungarische Leser“ geben hier und da zweckmäßiges Verständniß.

Th. Hell.